

Hier kocht der Präsident etwas aus

Den Tenorgesang der sardischen Schäferkultur schützt die Unesco. Der Sirengengesang der französischen Küchenkultur braucht diesen Beistand nicht.

Seit dem Jahr 2001 erstellt die Unesco nicht nur Listen des Weltkultur- und Welterbes, sondern auch Verzeichnisse von „Meisterwerken des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit“. Der Vorschlag des französischen Staatspräsidenten Sarkozy, das „nationale gastronomische Erbe“ der Franzosen zum Welterbe zu erklären, erscheint also ohne weiteres plausibel, zumal die bisher aufgenommenen Erscheinungen – wie etwa der „Maskentanz der Trommeln“ von Drametse in Bhutan oder der „Tenorgesang der sardischen Schäferkultur“ von vergleichsweise lokaler Bedeutung zu sein scheinen. Sarkozy nimmt damit eine mittlerweile von einigen hundert Köchen, darunter Paul Bocuse und Alain Ducasse, unterstützte Initiative aus dem Jahre 2006 auf, die unter der Prämisse „La cuisine, c’est de la culture“ die Kandidatur Frankreichs gefordert hatten.

Warum meint man eigentlich, eine solche Unterstützung nötig zu haben? Es gibt in Frankreich Lehrstühle für Kulinarisches, es gibt die berühmte „Woche des Geschmacks“ (Semaine du goût), in der das ganze Land im Bemühen um die Bewahrung seiner kulinarischen Traditionen vereint scheint. Es gibt in den Supermärkten eine breite Produktlinie namens „Reflets de France“, die sich unter der Schirmherrschaft des Großmeisters Joël Robuchon mit der Verbreitung traditioneller Produkte wie des Sel de Guérande oder des klassischen Jambon persillé aus dem Burgund befasst. Mit dem regionalen Gütesiegel der „Appellation d’origin contrôlée“ sind nicht nur Weine, sondern auch andere Erzeugnisse geschützt, mit der Buchreihe „L’inventaire du patrimoine culinaire de la France“ verfügt man über eine beneidenswert vollständige Dokumentation von traditionellen Produkten, ihrer Herstellung und Weiterverarbeitung. Nein, hier geht es nicht in erster Linie um Bewahrung, sondern um andere Interessen. Hier fällt nicht das besorgte Auge der Welt auf schützenswerte, da von den modernen Zeiten bedrohte Singularitäten. Hier vermischen sich auf unerquickliche Art und Weise die wirtschaftlichen Interessen eines Landes mit einer Forderung, die mehr in Richtung zementierter Anerkennung durch die Welt als in Richtung eines bedrohten Erbes geht.

Natürlich bemüht man sich darum, diesen Eindruck zu verwischen, und erwähnt, dass man nicht nur die Haute Cuisine, sondern auch die Wurst aus der Auvergne meint. Realistischer scheint da schon die Einschätzung des Drei-Sterne-Kochs Guy Savoy, der den Welterberbe-Effekt mit der Genehmigung zur Ausrichtung von Olympischen Spielen vergleicht: „Mit einem Schlag“, heißt es da, „wird dem ganzen Planeten

bewusst, dass da irgendetwas Wichtiges passiert.“ Hört man da die Nachtigall schon schweren Fußes durch die Küchen laufen?

Es ist – abermals mit Guy Savoy – völlig unstrittig, dass zum Beispiel die französische Küche eine unübertroffene Vielfalt an Techniken und viele beispielhafte Kreationen hervorgebracht hat. Aber das sagt wenig über den Stand der Dinge. Man könnte es so formulieren: Die Welt glaubt an die Leistungen der französischen Esskultur, aber ihr Vertrauen in das, was man mit ihr anstellt, schwindet. Und genau das spüren die Franzosen, wollen es aber nicht wahrhaben. Natürlich gibt es in Frankreich immer noch ganz große kulinarische Erlebnisse, von einzigartigen Produkten aus handwerklicher Erzeugung bis zur großen Oper in dem ein oder anderen Spitzenrestaurant. Aber längst kommen die Spitzenköche der Welt nur noch höchst selten wirklich beeindruckt aus französischen Restaurants zurück, wenn sie sich nicht ohnehin an Spanien oder an der bunten Welt der Metropolen und des asiatischen Raums orientieren. Man kann heute in Frankreich ohne weiteres zehnmal hintereinander in Restaurants aller Formate gehen und zehnmal enttäuscht sein.

Das alte Maß aller Dinge ist erschüttert. Vielen kreativen Entwicklungen in der Gastronomie hat man nur noch wenig entgegenzusetzen. Die großen Bordeaux-Weine, die vor zwanzig Jahren bis hinunter zu den einfacheren Cru Bourgeois einen individuellen Charakter hatten, sind heute um ein Mehrfaches im Preis gestiegen, aber zu anonymen Massenware für den überseeischen Markt verkommen. Und was sich alles unter den geschützten Herkunftsbezeichnungen verbirgt, kann man – ein gerütteltes Maß an Masochismus vorausgesetzt – in jedem Supermarkt probieren. Nein, man hat hier seine Hausaufgaben nicht gemacht und schludert mit den eigenen Ressourcen, weil die globalen Geschäfte wichtiger geworden sind.

Zu den Gründen für diese Entwicklung zählt aber nicht nur der gesteigerte Merkantilismus, sondern auch der für die kulinarische Szene in Frankreich typische, unglaublich unkritische Umgang mit der eigenen Geschichte. Man wird nie müde, die Größen des Fachs an der Grenze des Personenkults hochleben zu lassen, auch wenn ihre Produktion gutbürgerliche Qualitäten manchmal kaum noch übertrifft. Wenn man so will, hat sich in der Kommunikation eine Art Sekundärebene gebildet, in der viel geredet und veranstaltet wird, die Prima Materia aber weit ist und Kritik und Analyse keinen Platz haben. Immer noch haben die Franzosen nicht erkannt, dass sie zwar enorme Beiträge zum kulinarischen Wissen von der Produktion bis zur Küche geleistet haben, ihre kulinarischen Kreationen aber nicht selten Opfer modischer Entwicklungen und Verrirungen waren.

Die selbstbewusster werdende Welt erkennt dies zunehmend. Man mag den Crottin de Chavignol schützen, wie man andere traditionelle Produkte in anderen Ländern schützen kann. Ein Abstractum wie „Das nationale gastronomische Erbe Frankreichs“ müsste man erst einmal ein wenig sortieren. Bei aller Liebe: Diese Initiative hat Hautgout, weil sie einfach zu kräftig nach Dominanzstreben riecht. JÜRGEN DOLLASE

Tanz gerupfter Hühner

De Esnaolas neue Choreographie in Berlin

Der wunderbare Tänzer und Choreograph Juan Kruz Diaz de Garaio Esnaola hat für Sasha Waltz & Guests allein oder mit anderen einige hinreißende Abende erfunden, von den Duos „My Dearest, my Fairest“ und „Colours May Fade“ über den Welterfolg „d’avant“ bis zur letztjährigen Produktion „Four Elements – Four Seasons“, bei der er ein ganzes Orchester choreographierte. Entsprechend hoch waren die Erwartungen bei seiner jetzigen Arbeit „ars melancholiae“, die im Berliner Radialsystem die neue Programmreihe „Choreographen der Zukunft“ eröffnete. Sie wurden leider enttäuscht. Das anderthalbstündige Werk kann Tanz, Gesang, Film und Atmosphäre nicht miteinander verschmelzen, geschweige denn fokussieren, es zerfällt in lauter Einzelteile von sehr unterschiedlicher Qualität. Das Problem beginnt schon beim Bühnenbild (Thomas Schenk), das weder Raumpannung noch Geheimnis hat, sondern einfach nur Möbel zusammenramscht und Spielflächen markiert.

Darin bewegen sich zwei Frauen (Cora Frost, Mata Sakka) und drei Männer (Luc Dunberry, Antonio Ruz und der Choreograph), sie schreiten, stampfen, springen, rollen übereinander, schrau-

ben und drehen Körper und Stimme. Ein Huhn wird gerupft, ein Märchen erzählt, am hohen Tisch geturnt und immer wieder fallen und knäueln sich die Menschen ineinander und separieren sich dann. Kastagnetten sind zu hören und ein Keyboard, es wird viel gesungen, einzeln oder zusammen, oft a cappella. De Esnaola hat, nicht immer glücklich, Texte von (vermutlich – das Programmheft macht keine Angaben) Shakespeare, Rilke, Baudelaire und Plath vertont. Aber trauriger Gesang und düstere Lichtstimmungen, ernste Kindergesichter auf der Leinwand und einsame, ortlose Gestalten auf der Bühne reichen nicht aus, um das Gefühl der Melancholie zu vermitteln, eher schon das der Langeweile.

Im erzählten Märchen hat die Fee den Zauberstab verlegt – so scheint es auch dem Choreographen gegangen zu sein, der sich einfach übernommen hat: zu ehrgeizig das Projekt, zu zahlreiche seine Funktionen (Regie, Konzept, Musik, Mitwirkender). Dabei gibt es immer wieder schöne Momente, wenn an ein Herz geklopft wird wie an eine Tür oder die künstliche Zunge, die aus dem Mund herausgezogen wird, sich als die fehlende Krawatte entpuppt. Und ganz am Schluss ein großes Bild, das in Erinnerung ruft, wie konzise und stark dieser Choreograph sein kann. Da steht Luc Dunberry auf einem meterhohen Tisch und blickt hinunter auf sein Spiegelbild, das mit den Füßen unter der Tischplatte und dem Kopf dicht am Boden seine Bewegungen nachmacht. Narziss als Melancholiker und Juan Kruz Diaz de Garaio Esnaola als träumender Phantast, eine Mischung aus Goya, Valle-Inclán und Buñuel. Das kann er, das ist er, und das wird er wieder sein. RENATE KLETT



Der Konservative hat seine eigene Ordnung: William F. Buckley Jr. wurde selbst von Gegnern wie Norman Mailer widerwillig bewundert.

Foto Suzy Allman/The New York Times

Konservative Natur, schöne Bildung

Er gründete die „National Review“ und verschaffte der Rechten geistige Brillanz: Zum Tod von William F. Buckley

William F. Buckley Jr. war nicht nur ein hochintelligenter, sondern auch ein gutaussehender, ja ein schöner Mann. Elegante Bewegungen, angedeutetes Lächeln, lebendige Mimik der Augen, ruhiger Ausdruck waren ihm eigen. Wer ihn sieht, etwa in der großartigen Fernsehdiskussion mit Noam Chomsky aus dem Jahr 1969, die dank YouTube nun für jedermann zugänglich ist, der merkt: Es gibt ein Privileg, das aus der Natur kommt.

Gewiss wird es von der Bildung verfeinert, zivilisiert, urban geschliffen – aber ein Privileg bleibt es, ein unverdientes, über Generationen akkumuliertes Wohlergehen, ein anschaulicher, unmittelbarer, unwiderlegbarer Einspruch gegen die Egalität. Wer aus dieser Sphäre ausgeschlossen ist, wird nicht anders können,

als in dem Habitus die pure Klassen-Arroganz zu sehen. So bestimmte bei Buckley das Sein das Bewusstsein, nur ganz anders, als Marx sich den Zusammenhang vorstellen wollte. Sein Konservatismus war zunächst einmal: Natur. Sucht man nach einem literarischen Kosmos, in den Buckley gepasst hätte, dann ist es der von Evelyn Waugh; in „Wiedersehen mit Brideshead“ wäre er auch als guter Katholik zu Hause gewesen, und tatsächlich spielte er in einer Fernsehverfilmung des Romans eine kleine Rolle.

1954, als eine „liberale“, und das heißt für die Vereinigten Staaten: linke Intelligenz ihre Suprematie schon gesichert sah, gründete Buckley, mit dem etwas quijotischen Mut, der zu solchen unzeitgemäßen Unternehmen gehört, die „Natio-

nal Review“, eine Zeitschrift, die langsam zum geistigen Zentrum des Konservatismus wurde. Ihren ersten Erfolg hatte diese Richtung in der Zeit, da Barry Goldwater als Präsidentschaftskandidat der Republikaner gegen Lyndon B. Johnson auftrat, dann kam ihr Zenit in der Ära von Ronald Reagan. Harter Antikommunismus, ein liberales Wirtschaftsideal und ein moralischer Traditionalismus hielten das Lager zusammen. Heute ist der amerikanische Konservatismus tief gespalten, in imperial denkende Neocons, die den Kurs von George W. Bush stützen, und jene altkonservativen „Paleocons“, die eher an das isolationistische Erbe anknüpfen.

In seinen letzten Lebensjahren sah Buckley sich und sein ganzes Lebens-

werk vor diesem Dilemma. Er ist ihm nicht ausgewichen. Zunächst stand er in einer Haltung kritischer Loyalität zu George W. Bush – aber schon 2003 brachte er zur Nahost-Politik den Einwand vor, die Solidarität mit Israel verlange auch, von diesem Staat endlich einmal Auskunft über seine angepeilten Grenzen zu verlangen.

Die Bedeutung Buckleys ist kaum zu überschätzen. Zur Fülle seiner Gaben gehörte das Cembalospiel, mit dem er öffentlich auftrat, ebenso das Verfassen von Spionageromanen – er hatte einmal für die CIA gearbeitet. Am Mittwoch ist der unermüdete Publizist in seinem Haus in Stamford, Connecticut, im Alter von zweiundachtzig Jahren gestorben, am Schreibtisch. LORENZ JÄGER

Vom Flohmarkt ins Museum



Nach sechzig Jahren wieder da: „Ruth und Naomi“ von Julius Hübner

Foto Museum

Das gibt es also wirklich, dass einer auf dem Flohmarkt ein Schnäppchen macht. Dazu braucht es allerdings ein wenig Kunstverständnis. Wahrscheinlich sind an diesem Bild Hunderte Menschen vorbeigegangen an jenem Tag des Jahres 2005, als es ein Händler auf einem Berliner Trödelmarkt anbot. Wem immer es auffiel, der sah sicher nur seine Beschädigungen. Die Leinwand war brüchig und am Rand ausgerissen, Reißzwecken und Klebeband hielten sie auf einer Sperrholzplatte fest, die über Jahre feucht gelagert worden war und Wellen schlug. Ein kunstverständiger Flohmarktbesucher aber sah mehr. Er erkannte darin offenbar ein Werk des Malers Julius Hübner, der im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zu den populären Historienmalern gehört hatte. Wenigstens aber erkannte er darin ein Gemälde, das einst

im Bestand der Alten Nationalgalerie gewesen war. Denn genau dort brachte er seine Erwerbung hin, bat aber darum, seinen Namen geheim zu halten. Das Bild „Ruth und Naomi“ war während des Krieges in den Flakturm Zoo verbracht worden, einer von zwei Auslagerungsorten in der Stadt. Es tauchte später auf einer Liste auf, auf welcher die sowjetische Armee alle von ihr sichergestellten Kunstwerke aufführte. Seitdem galt es als verschollen, und wenn überhaupt, dann hätte man sein Auftauchen wohl eher im heutigen Russland vermutet, nicht aber auf einem Berliner Flohmarkt. Ab heute ist das Gemälde wieder in der Alten Nationalgalerie zu sehen, im Rahmen einer eigenen kleinen Ausstellung mit anderen Werken Julius Hübners. Wer es aber die vergangenen sechzig Jahre angeschaut hat, das bleibt leider im Dunkeln. jau

Der Buddha des Jazzrock

Zum Tod des Schlagzeugers Buddy Miles

„Der nächste Song ist allen kämpfenden Truppen in Harlem, Chicago und natürlich in Vietnam gewidmet – ein kleines Stück mit dem Titel „Machine Gun“. Was auf diese Ansage von Jimi Hendrix in der Neujahrsnacht des Jahres 1969 im Fillmore East folgte, war eine Kriegserklärung. Schuld daran war nicht zuletzt die Snare-Kanonade von Buddy Miles, der seine Stakkato-Wirbel mit der Aggressivität von Gewehrfeuer inszenierte. Im Filmmitschnitt dieser historischen Performance der „Band Of Gypsies“ sieht man Miles zunächst als eine Art Buddha, die Augen geschlossen, seine massigen Arme über den Kopf erhoben. Wie die Arme eines klassischen Dirigenten senken sie sich langsam in Richtung seiner Snare-Drum und entlocken ihr explosionsartig eine Marschfigur, die ihre Intensität aus purer, beängstigender Kraft bezieht. Kein Wunder, dass Buddy Miles mit diesem donnernden Wirbel eines der bekanntesten Perkussionslicks der Rockgeschichte schuf.

Mit dem Trommeln angefangen hatte der 1947 als George Miles geborene im Alter von elf Jahren in der Band „The Bebops“ seines Vaters. Doch schnell verdrängte der Soul seine frühe Liebe zum Jazz. Miles begleitete als Teenager Bands

wie „Ruby & The Romantics oder die „Ink Spots“. Als er 1966 bei Wilson Pickett spielte, hörte ihn der „Electric Flag“-Gitarist Mike Bloomfield. Der war von dem kraftvoll präzisen Spiel so angetan, dass er Miles überredete, in seine Electric-Blues-Band zu wechseln. Nach dem Ende dieser kurzlebigen, aber stilbildenden Formation traf Miles Jimi Hendrix wieder, den er bereits aus gemeinsamen Sideman-Jahren in der Black-Music-Szene kannte. Hendrix produzierte 1969 nicht nur das Album „Electric Church“ des Buddy Miles Express, er lud den Drummer auch ein, auf seinem wegweisenden Album „Electric Ladyland“ die Felle zu bedienen.

Die Siebziger wurden trotz verschiedener Jazzrock-Versuche ein schwieriges Jahrzehnt für den schwergewichtigen Schlagzeuger. Man verurteilte ihn wegen verschiedener Delikte zu Haftstrafen im Gefängnis von San Quentin. Mitte der Achtziger, nachdem er mit seinem soulbellenden Gesang die Marvin-Gaye-Hymne „I Heard It Through The Grapevine“ geadelt hatte, lieb Miles seine Stimme der Kampagne „California Raisins“. Rund wie der Mann blieb auch zeitlebens seine Musik. Am Dienstag ist Buddy Miles in Austin, Texas, gestorben. PETER KEMPER

Russische Seele

Der Opern- und Musical-Sänger Ivan Rebhoff ist tot

Die russische Pelzmütze gehörte ebenso zu seinem unverwechselbaren Erscheinungsbild wie sein gepflegter Vollbart. Am vergangenen Mittwoch ist der Bassbariton Ivan Rebhoff, der vor allem als Milchmann Tevje im Musical „Anatevka“ bekannt geworden war, im Alter von 76 Jahren gestorben. Rebhoff war zeitlebens stolz darauf, die „russische Seele nach Deutschland gebracht“ zu haben. Geboren wurde er allerdings als Hans Rolf Rippert in Berlin. Den Künstlernamen Rebhoff hatte er 1953 bei seinem Eintritt in einen Schwarzmeer-Kosakenchor angenommen – aus Verehrung für einen großen Sänger des Moskauer Bolschoi-Theaters.

Um seine Herkunft und um die Familie ranken sich Legenden. Die Mutter war angeblich Russin, der Vater ein hessischer Ingenieur mit russischen Vorfahren. Nach

Gesangs- und Schauspielunterricht sowie einem Gesangsstudium an der Staatlichen Musikhochschule in Hamburg war Rippert zunächst überwiegend in seiner Wahlheimat tätig und bereitete dort seine späteren Erfolge als russischer Folkloresänger vor. Er sang unter anderem bei den Uralkosaken sowie im Donkosakenchor von Serge Jaroff. Ausgedehnte Tourneen mit den Schwarzmeer-Kosaken brachten ihm internationale Bekanntheit und Engagements an den Opernhäusern Gelsenkirchen und Frankfurt ein. Der große Durchbruch im Opernfach blieb ihm jedoch versagt.

1985 wurde ihm für seine Bemühungen um das deutsch-russische Verständnis das Bundesverdienstkreuz verliehen. Besonders im Gedächtnis blieb seine Russlandtournee 1988, die er unter die Zeichen „Glasnost und Perestroika“ stellte. Rebhoff war außerdem Ehrenbürger der griechischen Sporaden-Insel Skopelos, auf der er bis zu seinem Tod lebte. In den vergangenen Jahren hatte Rebhoff die klassisch-sakrale Musik für sich entdeckt. Auf seine Pelzmütze verzichtete er auch hier nicht. Sein letztes Konzert gab der Künstler am 9. Dezember 2007 in Wien. amue

Dieter Kosslick, Direktor der Berlinale, ist von der Hochschule Konrad Wolf für Film und Fernsehen in Babelsberg zum Honorarprofessor für Medienmarketing ernannt worden. Mit dieser Berufung verbinde sich die Hoffnung, die „Lehre mit dem Spätfaktor“ zu verbinden, erklärte Hochschulpäsident Dieter Wiedemann. F.A.Z.